

Madibas Magie

Er befreite die Schwarzen, einte sein Land, wurde zum Idol für Millionen in aller Welt, zu einem Superstar. Nelson Mandelas Tod erschüttert Afrika, sein Leben wird zu einer Legende – größer als der Mann selbst. *Von Bartholomäus Grill*

Genadendal, die Residenz des südafrikanischen Präsidenten in Kapstadt. Der Herr des Hauses betrat den Salon. Ging er nicht ein bisschen gebückter? Sah er nicht älter, grauer aus? Wirkte er nicht erschöpft? Er trug, leger wie meistens, eine weiße Leinenhose, dazu eines seiner Ethno-Hemden, erdnussbraun mit schwarzen Ornamenten. Ein fester Druck einer großen Maurerhand, ein hinreißendes Lächeln. Dann saß er im Sessel unter einem Gemälde, das indische Frauen im zinnoberroten Sari zeigt: Nelson Mandela, Präsident des neuen Südafrika, bereit zum Interview.

Wir hatten uns schon früher getroffen. Aber diesmal war ich zunächst so befangen, dass mir die erste Frage nicht gleich einfiel. Also fragte Mandela:

„Wie alt war eigentlich Adenauer, als er Bundeskanzler wurde?“

„Ich glaube, er war über 70.“

„Aha.“

Mandela war damals, im September 1995, 77 Jahre alt. Er suchte den Vergleich mit greisen Staatsmännern. Denn Skeptiker im Lande meinten, er sei zu alt für das kraftraubende Amt des Staatsoberchefs.

Er schaute versonnen durch die offene Flügeltür in den Garten, auf die Bougainvilleen, Frangipani und Flammenbäume, die in den prächtigsten Frühlingfarben blühten. Eine seltsame Aura umgab diesen Menschen. Es war, als würde man ihn schon lange kennen, als wäre er einem nahe wie ein väterlicher Freund.

Zugleich aber tat sich in diesem Kraftfeld eine ebenso merkwürdige Distanz auf, Mandela wirkte sternferne und fremd. Ein Mythos, unwirklich, erstarrt zu einer Ikone der Geschichte.

Nelson Rolihlahla Mandela, der erste schwarze Präsident Südafrikas, war in jenen Tagen auf dem Höhepunkt seiner Macht. Er wurde verehrt, ja vergöttert. Viele Landsleute nahmen ihn als Erlöser und Heilsbringer wahr, die Schwarzen, weil er sie aus der Knechtschaft in die Freiheit geführt hatte, die Weißen, weil er auf Rache verzichtete und ihnen die Hand zur Versöhnung reichte.

Am Donnerstag vergangener Woche, kurz vor 21 Uhr Ortszeit, ist Nelson Man-

dela in seinem Haus im Johannesburger Viertel Houghton gestorben. Er wurde 95 Jahre alt.

Am Morgen danach strömten die Menschen in die St.-George's-Kathedrale in Kapstadt. Jeden Freitag um sieben Uhr morgens findet hier die Frühmesse statt, normalerweise besuchen sie nur ein paar alte Leute. Doch diesmal war das Kirchenschiff voll, und den Gottesdienst zelebrierte der ehemalige Erzbischof Desmond Tutu persönlich.

Die Gläubigen, Schwarze und Weiße bunt gemischt, repräsentierten einen Querschnitt der multiethnischen Regenbogennation, die sich Mandela immer erträumt hat. Sie beteten gemeinsam für ihren Ex-Präsidenten. Viele hatten Tränen in den Augen, als die Orgel die Natio-

„Gut zu wissen, dass er auch nur ein Mensch ist“, sagte Erzbischof Desmond Tutu.

nalhymne spielte: Nkosi sikelel' iAfrika. Gott schütze Afrika.

Die Südafrikaner hatten zwar täglich mit dem Tod Mandelas gerechnet, nachdem er im Sommer wochenlang im Krankenhaus gelegen und sich von einer schweren Lungenentzündung nie mehr richtig erholt hatte. Aber als sich die Nachricht von seinem endgültigen Abschied verbreitete, versank die Nation in Trauer.

In den Postämtern, Banken, Behörden und Cafés der Kapstädter Innenstadt liefen ununterbrochen TV-Übertragungen, aus der ganzen Welt gingen Beileidsbekundungen ein, von Angela Merkel, Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon, Barack Obama. Der US-Präsident sagte: „Ich kann mir mein eigenes Leben ohne Mandelas Beispiel nicht vorstellen.“

Die nationalen und internationalen Fernsehsender hatten sich seit Jahren auf den Tag X vorbereitet. Voraussichtlich werden an diesem Dienstag eine Milliarde Menschen rund um den Globus die Totenfeier verfolgen.

Mandela hatte in seinem Kampf gegen die Apartheid die größte Menschenrechtsbewegung aller Zeiten ausgelöst, die weltweite Kampagne gegen die Apartheid. Er beendete die Kolonialära in Afrika, indem er der schwarzen Bevölkerungsmehrheit ihre Bürgerrechte gab und zugleich das Land einte. Er war eine Projektionsfigur, in der viele Menschen ihre universellen Ideale erkannten, die Gleichheit aller, die Utopie von der Weltfamilie.

Der Freiheitskämpfer wurde als archetypische Heldengestalt wahrgenommen, die das Böse bezwingt, noch klarer, noch reiner als die wenigen anderen Heroen der jüngeren Geschichte, John F. Kennedy etwa oder Che Guevara. Anthony Sampson, einer seiner Biografen, vergleicht ihn mit Odysseus: Mandela verkörperte den „universalen Mythos vom Triumph des menschlichen Willens“.

Weltberühmt wurde Mandela am 20. April 1964. Es war der Tag, an dem er eine fulminante Verteidigungsrede im Obersten Gerichtshof zu Pretoria hielt. Das weiße Regime hatte ihn und sieben Mitstreiter wegen Sabotage und Verschwörung angeklagt. Nach einem monatelangen Schauprozess drohte den Männern die Todesstrafe.

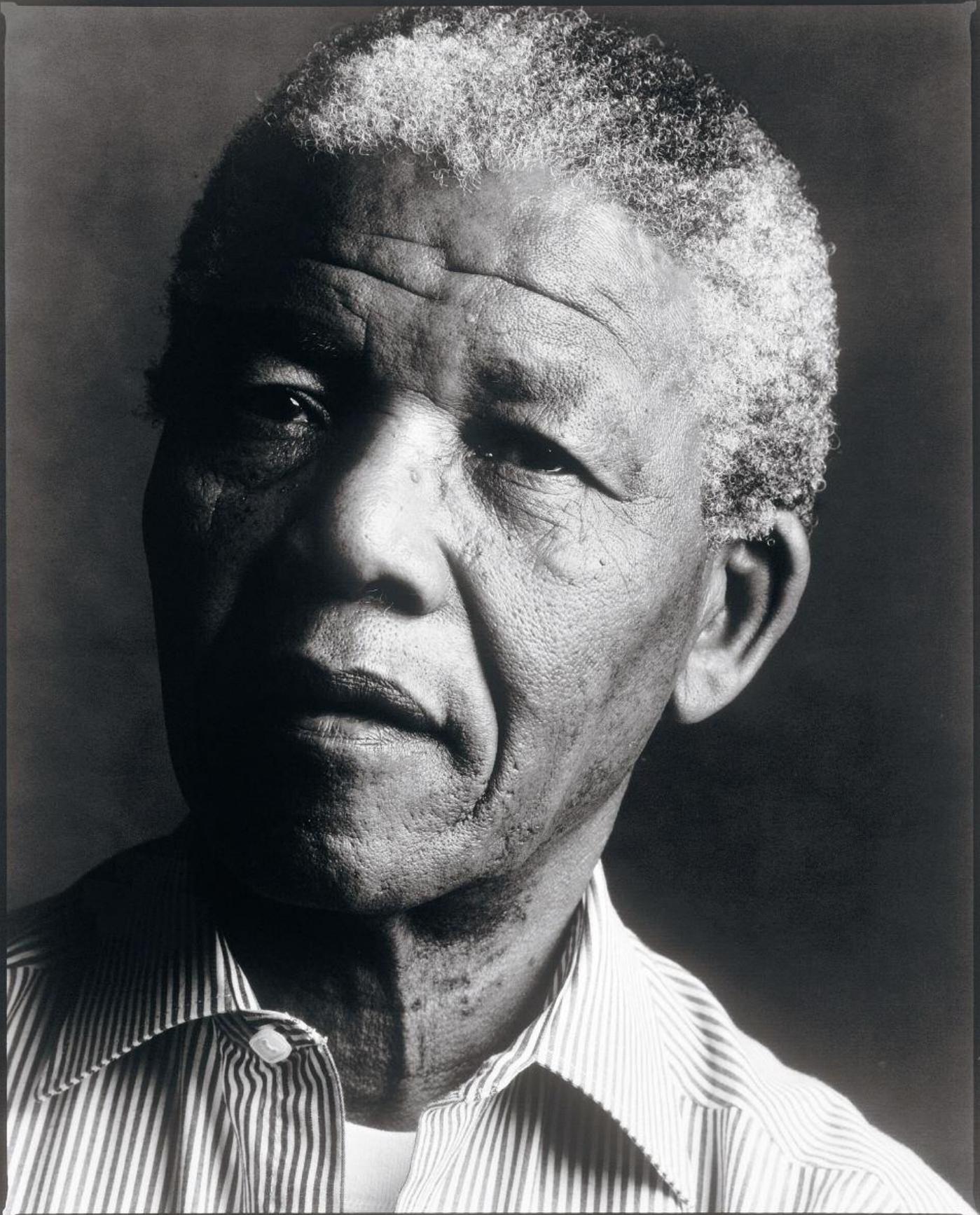
Nelson Mandela war damals Staatsfeind Nummer eins. Er führte den Widerstand des African National Congress (ANC) gegen das weiße Rassenregime an, in dem Schwarze als Menschen zweiter Klasse unterdrückt und ausgebeutet wurden.

Zunächst hatte sich die Befreiungsbewegung mit friedlichen Mitteln gewehrt. Mandela hatte sich intensiv mit „Satyagraha“ beschäftigt, mit Mahatma Gandhis Prinzip des gewaltfreien Widerstands. Aber angesichts der Brutalität des Staatsapparats kam er bald zu der Überzeugung, dass Feuer nur mit Feuer bekämpft werden könne. „Sebatana ha se bokwe ka diatla“, lehrt ein Sprichwort seines Volkes, der Xhosa: Den Angriff eines Raubtieres kann man nicht mit bloßen Händen abwehren.

Nach dem Massaker von Sharpeville im März 1960, bei dem die Polizei 69 Menschen erschossen hatte, die meisten von

PXP▷11

KODAK PXP 6037



Volksheld Mandela 1990: „Ich habe das Ideal einer freien Gesellschaft hochgehalten – ich bin bereit, für dieses Ideal zu sterben“

hinten, hatte der ANC einen militärischen Flügel, den „Speer der Nation“, gegründet.

Und um dessen Anschläge ging es nun. Im Gerichtssaal wurde es stiller und stiller, je länger der Hauptangeklagte redete. Am Ende seiner vierstündigen Ausführungen legte Nelson Mandela das Manuskript zur Seite, fixierte den Richter und sprach die letzten Sätze frei.

„Ich habe mein ganzes Leben dem Kampf des afrikanischen Volkes geweiht ... Ich habe das Ideal einer demokratischen und freien Gesellschaft hochgehalten, in der alle Menschen friedlich und mit gleichen Möglichkeiten zusammenleben. Wenn es sein muss, Euer Ehren, bin ich auch bereit, für dieses Ideal zu sterben.“

Der Richter sprach sieben der acht Angeklagten schuldig und verurteilte sie zu lebenslanger Kerkerhaft. Beamte führten Mandela ab. Er sollte erst zweieinhalb Jahrzehnte später wieder freikommen.

Das Burenregime ließ ihn wegsperren auf Robben Island, einer Insel im Atlantik, auf die früher Leprakranke verbannt worden waren. Er war wie ein Aussätziger, den die Welt vergessen sollte. Selbst die Veröffentlichung von Fotos des „Terroristen“ stand unter Strafe. Doch gerade dieses archaische Bilderverbot stärkte den Mythos Mandela. Er sollte zum berühmtesten Gefangenen des 20. Jahrhunderts werden.

Am 11. Februar 1990, nach 10 000 Hafttagen, beugte sich das Apartheid-Regime internationalem Druck und ließ Mandela frei. „Ich hatte trotz meiner 71 Jahre das Gefühl, ein neues Leben zu beginnen.“ In seiner ersten Ansprache vor 100 000 Anhängern in Kapstadt versuchte er, sich selbst zu entmystifizieren: „Ich sprach von Herzen. Zuerst wollte ich den Leuten sagen, dass ich kein Messias war.“

Südafrika stand nun ein Umbruch bevor, in dem beinahe ein Bürgerkrieg zwischen den Kräften der alten Ordnung und radikalen Schwarzen ausgebrochen wäre. In dieser kritischen Phase traf ich Nelson Mandela zum ersten Mal.

In KwaXimba, einem armseligen Nest im Zululand, waren im März 1993 sechs Schulkinder massakriert worden, Opfer der Kämpfe zwischen Anhängern und Gegnern des ANC. Mandela fuhr in das abgelegene Dorf, um die Rachsüchtigen zu zügeln. Er kam ohne Leibgarde.

Die dunkelblaue Limousine hielt auf einem Feld am Ortsrand. Ein hochgewachsener, kräftiger Mann stieg aus, strahlte und ging mit lockerem Schritt auf die wartende Menge zu. Ganz vorn stand ein kleiner Junge, der gerade ein Eis lutschte. Mandela nahm ihn lachend auf den Arm, der Knirps schaute den Fremden unverwandt an. Ein magischer Augenblick.

Rundherum begannen Tausende Menschen zu tanzen: Toyi-toyi, den Stampf-

tanz des Widerstands. Als Mandela die Faust hochreckte, schwoll der Jubel zum Orkan an.

Erst dann begrüßte er die Lokalhonoratioren und Parteifreunde. Als er mir mit den Worten „How are you today, Sir?“ die Hand gab, hatte ich den Eindruck, dass mir für wenige Sekunden seine ganze Aufmerksamkeit zuteilwurde.

Der Wahlkampf im April 1994 bot des Öfteren Gelegenheit, den ANC-Spitzenkandidaten in die hintersten Winkel der Republik zu begleiten. Die Stimmung war manchmal ausgelassen wie auf einer Klassenfahrt. Zur Begrüßung sagte Mandela: „Willkommen, ich frage mich, ob Sie wissen, wer ich bin.“ Oder: „Ich fürchte, Sie werden sich nicht an mich erinnern.“ Er kokettierte gern mit seinem Ruhm.

Wo immer er hinkam, glühten die Menschen vor Glück. Wenn er durch eine Menge schritt, öffneten sich Schneisen. Manchmal trat Mandela betont aristokratisch auf, er war an einem traditionellen Königshof erzogen worden. Aber schon im nächsten Moment wirkte er wieder volksnah, ein Held zum Anfassen. In den Townships, den Ghettos der Schwarzen, wurde er nur Madiba gerufen, das ist der Name seines adligen Clans.

Queen Elizabeth II., Bill Clinton, Michael Jackson, die mächtigsten Politiker und berühmtesten Künstler suchten Kon-

Er zog die Mauer, die das weiße Regime um ihn errichtet hatte, unsichtbar immer höher.

takt, um in Mandelas Glanz zu schillern. Man sprach von Madiba Magic, von seinem unwiderstehlichen Zauber.

Gestalt und Gangart. Mienenspiel, Gestik und Redeweise. Die Augen. Die Falten und Fäuste. Das heitere, weise Lächeln. Immer wieder wurde Nelson Mandela beschrieben, dennoch weiß man über seine Persönlichkeit recht wenig.

Was machte diesen Mann so furchtlos und unbeugsam? Woher nahm er die Zuversicht? Woher die Kraft zur Versöhnung? Warum haben ihn nicht Hass und Rachsüchtigen zerfressen?

Der Schlüssel zu seinem Charakter liegt auf Robben Island, in einer kahlen Zelle, zwei mal zwei Meter eng, mintgrün gestrichene Betonwände, Lüftungsschlitze, Fäkalienkübel, Holzschemel, dünne Filzmatte. Durch das vergitterte Fenster fällt der Blick auf den Vorplatz, wo die Gefangenen Steine klopfen mussten. Ein trostloser Ort, auch heute noch.

Zwei einsame Fotos schmückten damals den Raum: ein Porträt seiner Frau Winnie und die Abbildung einer nackten

schwarzen Schönheit von den Andamanen-Inseln, die Mandela aus einem Magazin gerissen hatte. Die Liebe und die Lust, zwei Sehnsuchtsbilder.

18 Jahre verbrachte er in dieser Zelle. Und dabei zog er die Mauer, die das weiße Regime um ihn errichtet hatte, unsichtbar immer höher. An ihr prallten alle Erniedrigungen und Beleidigungen ab. Die Mauer wuchs so hoch, dass niemand mehr darüberschauen konnte. In seiner Autobiografie „Der lange Weg zur Freiheit“ deutet Mandela an, dass das, was dort zu sehen wäre, nicht so wichtig sei. Er trat hinter die Sache zurück, für die er sein Leben lang kämpfte: die Überwindung der Apartheid.

„Ich tat es einfach, weil ich nicht anders konnte“, schreibt er in seinen Erinnerungen. „Es war diese Sehnsucht nach der Freiheit meines Volkes, in Würde und Selbstachtung zu leben, die mein Leben beselte.“

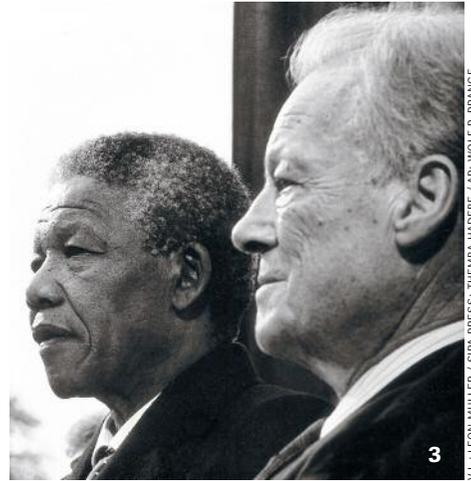
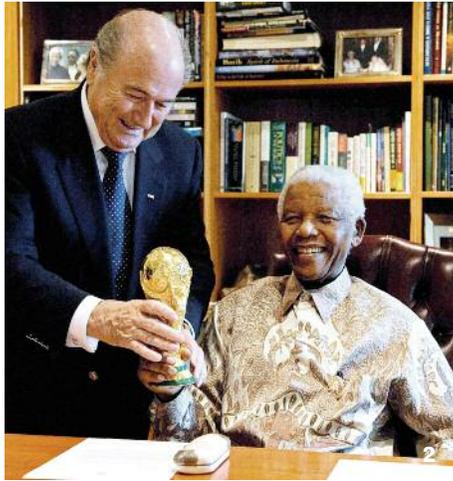
Mandela empfand den Rassismus der weißen Herrenmenschen als schwere Kränkung. Er demonstrierte selbst in brenzligen Situationen seinen unerschütterlichen Stolz. Bei einer Straßenkontrolle brüllte ihn ein hellhäutiger Polizist in Afrikaans an, der Sprache der Buren: „Kaffer, jy sal kak vandag – Nigger, heute wirst du scheißen!“ Mandela konterte kaltschnäuzig: „Ich brauche keinen Polizisten, der mir sagt, wann ich scheiße!“

Der Häftling Nr. 466/64, mit 45 Jahren eingeliefert, mit 71 Jahren entlassen, überstand die Kerkerzeit, weil er nie an sich und seiner Mission zweifelte: „Wir betrachteten den Kampf im Gefängnis als Mikrokosmos des Kampfes insgesamt.“

„Er war der Inbegriff unseres Widerstands“, erzählte mir Indres Naidoo einmal, der als Häftling Nr. 885/63 zehn Jahre auf der Insel verbrachte. „Wir haben uns an Madiba aufgerichtet.“ Er sei eine natürliche Autorität gewesen, bewundert, aber wegen seiner moralischen Unerbittlichkeit auch gefürchtet. Und dennoch reinigte er wie jeder andere Insasse die Nachttöpfe von Wärtern und Häftlingen, wenn er dran war.

Das Gefängnisregime wandte alle Schikanen an, um ihn körperlich und seelisch zu brechen und, so Mandela, „jenen Funken auszutreten, der uns zu Menschen macht“. Als die Regierung erkannte, dass man diesen Baum nicht biegen kann, beschloss sie, ihn zu fällen. Ein Geheimagent sollte einen Ausbruch inszenieren, bei dem die Wachmänner den Flüchtigen hätten erschießen können. Die Gefangenen aber durchschauten den Plan.

James Gregory, ein Wächter, der Mandelas Briefe zensierte, erinnert sich, dass der Gefangene niemals Schwäche gezeigt und mit stoischer Selbstdisziplin Trauer, Schmerz, Zorn, Angst oder Bitterkeit verborgen habe. Die seelische Panzerung war seine Überlebensstrategie. Eines



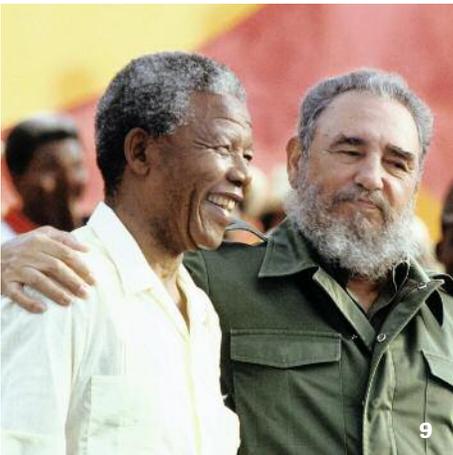
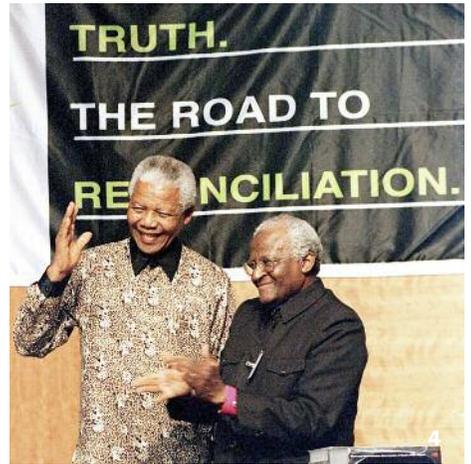
1 Mandela mit Pop-Idol Michael Jackson 1999

2 Bei einem Treffen 2008 überreicht Fifa-Präsident Sepp Blatter ihm ein Replikat der Weltmeister-Trophäe

3 Willy Brandt trifft Mandela 1990 bei dessen Besuch in Bonn

4 Bischof Desmond Tutu überreicht ihm 1998 den Abschlussbericht der Wahrheitskommission

5 Mandela empfängt Rockstar Bono 2002 in seinem Haus in Johannesburg



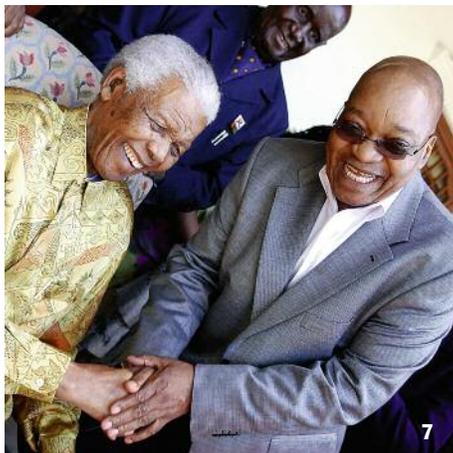
6 Amerikas First Lady Michelle Obama besucht 2011 den Greis

7 Südafrikas Präsident Jacob Zuma holt sich 2010 Rat bei seinem Amtsvorgänger

8 Mit Queen Elizabeth 1996 in London

9 Kuba besucht der Freiheitskämpfer 1991. Dort empfängt ihn der „Máximo Líder“ Fidel Castro

10 Bundeskanzlerin Angela Merkel trifft Mandela 2007 in Johannesburg



V.L.: LEON MULLER / SIPA PRESS; THEMBA HADEBE / AP; WOLF P. PRANGE

FELIBERTO CARRIE / RAPHO / GAMMA / GETTY IMAGES (U.); GUIDO BERGMANN / BUNDESGIERUNG / REUTERS (O.)

JUDA NGWENWA / AFP (U.); WALTER DHLADHLA / AFP (O.)

V.L.: PHOTOSHOT / PICTURE-ALLIANCE / DPA; PICTURE-ALLIANCE / DPA; ABACA / FACE TO FACE

Tages aber schaute er in den Abgrund der Verzweiflung: Im Juli 1969, er trauerte noch um seine verstorbene Mutter, kam sein erster Sohn Madiba Thembekile bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Mandela durfte natürlich nicht zur Beerdigung. In der Rückschau auf sein Leben klagt er: „In meinem Herzen blieb eine innere Leere zurück, die sich nie mehr ausfüllen lässt.“

Im Widerstand hatte Mandela gelernt, in militärischen Kategorien zu denken. Er studierte Schriften, die mit Revolution und Kriegsführung zu tun hatten: Clausewitz, Mao, Che Guevara. Eines seiner Lieblingsbücher war „Die Kunst des Krieges“ des chinesischen Feldherrn Sun Tzi. Darin findet sich einer seiner Leitgedanken: „Wenn du den Feind und dich selbst kennst, brauchst du das Ergebnis von hundert Schlachten nicht zu fürchten.“

Mandela kannte seine Feinde genau. Er versetzte sich in sie hinein, er analysierte ihre Mentalität, ihre Sitten, und er lernte Afrikaans, die Sprache der Unterdrücker. Du musst deinen Gegner genau lesen – diesen taktischen Grundsatz hatte er bereits als junger Amateurboxer in Soweto verinnerlicht.

Seine ärgsten Widersacher, die maßgeblichen Politiker und Generäle der Apartheid, kapitulierten schließlich vor diesem Zeitgenossen, der ihnen so kenntnisreich und hoheitsvoll, ja gebieterisch entgegentrat und dennoch eine entwaffnende Menschlichkeit ausstrahlte.

Schon als kleiner Junge habe er beim Stockkampf gelernt, seine Gegner zu bezwingen, ohne sie zu entehren, schreibt Mandela in seinen Memoiren. Er wurde 1918 im Gebiet Transkei geboren, man gab ihm den Namen Rolihlahla. Das bedeutet wörtlich „der, der am Zweig eines Baumes reißt“ und im übertragenen Sinn „Unruhestifter“.

Die Erziehung an einem traditionellen Königshof prägte sein aristokratisches Selbstwertgefühl, er fühlt sich schon früh zum Herrscher geboren. Das spürten auch die weißen Gefängniswärter, die ihn anfänglich als „Kaffer“ beschimpft hatten. Am Ende redeten sie ihn mit „Mister Mandela“ an. Selbst Piet Badenhorst, der brutale Kommandant der Haftanstalt, streckte vor ihm die Waffen. „Er benahm sich wie eine Bestie, weil er für bestia-

liches Verhalten belohnt wurde“, so Mandela. Auch Badenhorst habe einen „anständigen Kern“ gehabt. Mandela sprach vom „Schimmer der Humanität“ in jedem Menschen.

Er sah auch die Weißen, die Rassisten, die Ausbeuter, die Folterknechte als Opfer einer verblendeten Ideologie: „Der Unterdrücker und der Unterdrückte sind gleichermaßen ihrer Freiheit beraubt.“

Irgendwann in den Kerkerjahren führten die Gefangenen die „Antigone“ des Sophokles auf, ein Lehrstück über den Aufstand des Individuums gegen den ungerechten Staat: Der weise König Kreon wird im Ringen um Thebens Thron zum Tyrannen. Antigone lehnt sich gegen den Herrscher auf.

„Antigone widersetzt sich, weil es ein höheres Gesetz als das des Staates gibt“,

„Der Sport hat die Kraft, die Welt zu verändern. Er ist mächtiger als Regierungen.“

schrieb Mandela, „sie war das Symbol für unseren Kampf.“ Die ungebildeten Wärter auf Robben Island begriffen nicht, dass die Häftlinge hinter dem Paravent der griechischen Tragödie über das System der Apartheid richteten. Mandela spielte den Kreon – eine Rolle über die Fehlbarkeit der Macht.

Im wirklichen Staat erprobte er sich erstmals Ostern 1993. Nach der Ermordung des Kommunistenführers Chris Hani durch einen rechtsextremen Weißen waren in den Townships Unruhen ausgebrochen. Hunderttausende Schwarze riefen nach Rache, die ersten Weißen wurden gelyncht. Frederik Willem de Klerk, der letzte weiße Präsident Südafrikas, wirkte konfus und ratlos.

Am Abend trat ANC-Chef Mandela im Fernsehen vor die Nation. „Heute spreche ich aus tiefstem Herzen zu jedem einzelnen Südafrikaner, schwarzen und weißen“, sagte er. Die Zeit sei gekommen, um zusammenzuhalten gegen die Kräfte, die die Freiheit zerstören wollen.

Es war eine der eindringlichsten Reden, die Mandela je gehalten hat. Es gelang

ihm, den drohenden Rassenkrieg abzuwenden. An diesem Abend wurde er zum wahren Präsidenten des neuen Südafrika, noch ehe ein einziger Wähler für ihn gestimmt hatte.

Im April 1994, in der Endphase des Wahlkampfes, hatte Mandela seinen letzten großen Auftritt in KwaMashu, einer gewaltgeplagten Township bei Durban. Auf dem Weg dorthin geriet ich in eine Radarfalle.

„Wohin so eilig?“, fragte der Polizist, ein Bure.

„Zu Präsident Mandela“, sagte ich. „Was sagen Sie da? Mandela? Präsident?“

Dann öffnete er ganz langsam sein Halfter, zog die Dienstpistole – und reichte sie mir durch das Autofenster. „Hier. Nehmen Sie die Waffe. Erledigen Sie die Sache für mich!“

Das Ergebnis der ersten freien Wahlen in der Geschichte des Landes, an denen alle Bürger teilnehmen durften, stand von vornherein fest: Am 27. April 1994 bescherte die schwarze Bevölkerungsmehrheit Nelson Mandela einen überwältigenden Sieg. Die letzte Bastion der Kolonialherrschaft in Afrika war gefallen.

Nelson Mandela vermied es aber, als Triumphator aufzutreten. Er beschwor vielmehr den Traum von der Regenbogennation, von einer multiethnischen Gesellschaft, in der niemand mehr diskriminiert werden dürfe. Auch nicht die Weißen. Dennoch blieben viele Weiße zunächst argwöhnisch.

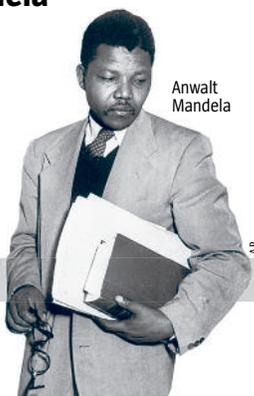
Schon bald aber merkten sie, dass die neue Regierung sogar ihren im Unrechtssystem angehäuften Wohlstand und ihre Privilegien unangetastet ließ. Und weil ihnen die Versöhnungspolitik des Präsidenten auch noch das Gefühl der Schuld abnahm, betrachteten ihn viele Weiße bald gar als eine Art Schutzpatron.

„Wat is verby, is verby“, sagte Mandela am Tage seiner Amtseinführung in Afrikaans: Vorbei ist vorbei.

Schließlich konnte er sogar viele jener Weißen für sich einnehmen, die in Südafrika „verkrampt“ genannt werden: Ewiggestrige, die davon überzeugt waren, dass ihr schönes Land untergehen werde, sobald die Schwarzen die Macht übernehmen würden. Wieder schlug er den ehemaligen Feind mit den eigenen

Nelson Mandela

18. Juli 1918
Mandela wird in der südafrikanischen Kap-Provinz geboren.



Anwalt
Mandela

1939/1940
Jurastudium an der Universität in Fort Hare

Mai 1948
Knapper Wahlsieg der Nationalen Partei. Beginn der Apartheid-Politik

1944
Beitritt zum Afrikanischen Nationalkongress (ANC)

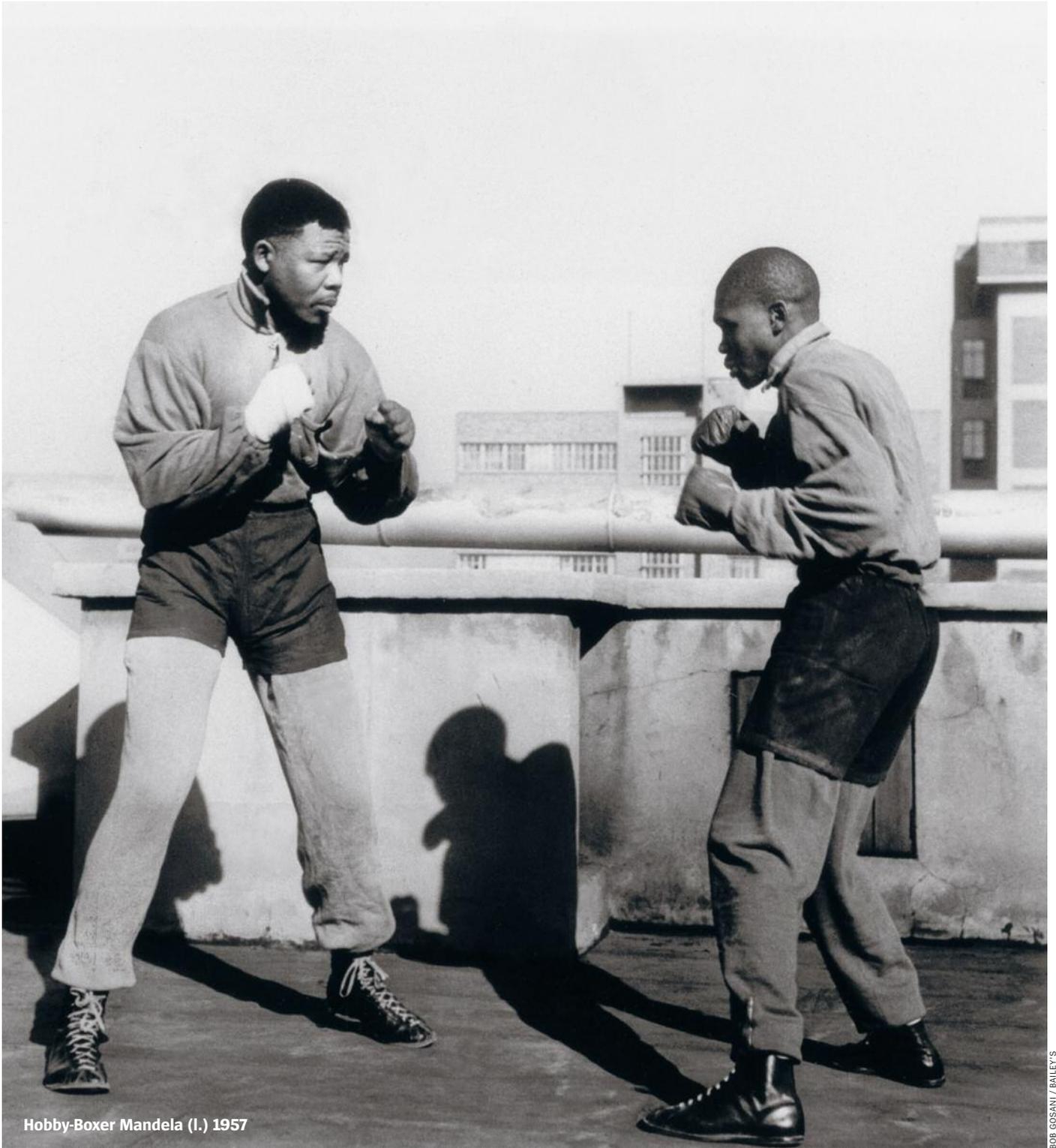
1952
Mandela und Oliver Tambo eröffnen als erste Schwarze in Johannesburg eine Anwaltskanzlei.

1956
Prozessbeginn gegen Mandela und weitere 155 Angeklagte wegen Hochverrats – alle werden 1961 freigesprochen.

21. März 1960
Beim Sharpeville-Massaker werden 69 Demonstranten erschossen. Anschließendes ANC-Verbot

1920

1940



Hobby-Boxer Mandela (I.) 1957

BOB GOSANI / BAILEYS

31. Mai 1961
Die südafrikanische Republik wird ausgerufen.

Juni 1964
Mandela wird im sogenannten Rivonia-Prozess zu lebenslanger Haft auf Robben Island verurteilt.

Februar 1990
Haftentlassung nach mehr als 27 Jahren

1993
Eine Übergangsverfassung wird verabschiedet; Mandela und Präsident Frederik Willem de Klerk erhalten gemeinsam den Friedensnobelpreis.

1994 bis 1999
Nach klarem Wahlsieg des ANC wird Nelson Mandela erster Präsident des neuen Südafrika.



Mit Staatspräsident de Klerk

2004
Rückzug aus dem öffentlichen Leben

5. Dezember 2013
Mandela stirbt im Alter von 95 Jahren.



Mit Ehefrau Winnie

A. TANNENBAUM

1970

2000

Am Ende des Regenbogens

Wie der Afrikanische Nationalkongress das Erbe Nelson Mandelas ruiniert

Schon als Säugling sollen den kleinen Siener von Rensburg seltsame Träume heimgesucht haben, Träume von der Zukunft seines Volkes. 1864 in der heutigen Nordwest-Provinz als Sohn von Buren geboren, sah van Rensburg angeblich Katastrophen und Glücksfälle voraus – er wurde ein afrikanischer Nostradamus.

Noch heute hat van Rensburg Anhänger, die aus seinen rund 700 überlieferten Visionen Erstaunliches meinen herauslesen zu können: So soll er 1920 für die Zeit nach dem Tod Nelson Mandelas eine „Nag van die lang messe“ vorhergesagt haben, eine Nacht der langen Messer, in der die Schwarzen die Buren auslöschen würden.

Eine solche Racheaktion hatten viele Weiße schon gleich nach dem Ende der Apartheid befürchtet. Heute glauben nur noch ausgesprochene Rassisten an so etwas, schreibt der Publizist und weiße Anti-Apartheid-Kämpfer Max du Preez. Außerdem: „Längst haben Klassen-Ressentiments die Rassen-Ressentiments abgelöst.“

Fast 20 Jahre nachdem Nelson Mandelas Afrikanischer Nationalkongress ANC die Vorherrschaft der Weißen gebrochen hat, kämpft das Land mit enormen wirtschaftlichen Problemen, verstärkt durch Korruption und Machtmissbrauch. Der Abstand zwischen den Ärmsten und den Reichsten in Südafrika ist extrem geworden, Dritte Welt und Erste existieren hier Tür an Tür. Experten schätzen die Arbeitslosigkeit auf mehr als 40 Prozent, Tendenz steigend. Und Schuld trägt vor allem der Nationalkongress, er regiert noch immer unangefochten, ist aber auf dem besten Weg, das politische Erbe seines berühmtesten Mitglieds zu verspielen.

Die Partei Mandelas ist moralisch am Ende. Wie tief gespalten ihr Land mittlerweile ist, zeigte sich am deutlichsten, als im August 2012 schwarze Polizisten protestierende schwarze Arbeiter in der Marikana-Mine zusammenschossen. Das Gemetzel mit 36 Toten weckte Erinnerungen an die Massaker des Apartheid-Regimes. Bis jetzt hat die von der Regierung eingesetzte Untersuchungskommission nicht geklärt, wie es zu dem Blutvergießen kommen konnte.

Heute gilt das Kürzel ANC als Synonym für schlechte Amtsführung, für Vetternwirtschaft, Inkompetenz, Bestechlichkeit. Besonders innerhalb der „born free“-Generation – unter jenen jungen Menschen also, die die Zeit der Rassentrennung nicht miterlebt haben – verblasst der historische Nimbus des Sieges über die weißen Buren.

Mandelas Nachfolger als Präsident, Jacob Zuma, steht wie kaum ein anderer für das neue, schlechte Image des ANC: Seine Privatvilla ließ er mit Hubschrauberlandeplatz, Tennis-Courts und anderem Luxus ausstatten, für umgerechnet bis zu 25 Millionen Euro aus Steuergeldern.

Schon vor seinem Amtsantritt stand Zuma, der einst mit Mandela auf Rob-

„Längst haben Klassen-Ressentiments die Rassen-Ressentiments abgelöst.“

ben Island in Haft gesessen hatte, wegen Vergewaltigung vor Gericht. Ein Korruptionsverfahren wurde gerade noch rechtzeitig vor der Wahl eingestellt. Schlagzeilen machte auch Zumas Empfehlung, dass man nach dem Geschlechtsverkehr nur heiß duschen müsse, um einer HIV-Infektion vorzubeugen.

Trotz allem wählte der ANC Zuma vor einem Jahr mit großer Mehrheit wieder zum Vorsitzenden. Damit ist ihm eine zweite Amtszeit auch als Präsident des Landes praktisch sicher. Innerparteiliche Gegner wie den Vizepräsidenten Kgalema Motlanthe hat Zuma kaltgestellt, seine Gefolgsleute beherrschen den Sicherheitsapparat und wichtige Stellen in der Justiz.

Bis heute hat der Nationalkongress den Sprung in die moderne Demokratie nicht geschafft, er agiert immer noch wie eine konspirative Kampforganisation: Nach außen demonstriert er Einheit, im Innern kennt die Partei keinen offenen Wettstreit der Argumente. Wer auf Wahllisten landet, wer ein lukratives Amt erhält – all das kungeln die Parteioberen aus.

ANC-Leute haben sich Schlüsselpositionen im Staatsapparat und vor allem in der Wirtschaft gesichert. Das ANC-Programm des „Black Economic Empowerment“ war einst dafür gedacht, den Schwarzen Teilhabe am nationalen Reichtum zu sichern. Wo immer beispielsweise Schürflizenzen oder öffentliche Aufträge zu vergeben waren, sollten Firmen von Schwarzen bevorzugt werden. Doch in Wirklichkeit wurde dadurch eine kleine Schicht treuer Parteigänger unermesslich reich. In manchen Provinzen würden mehr als 70 Prozent der öffentlichen Aufträge von ANC-Politikern an Verwandte oder Freunde vergeben, schätzen Experten.

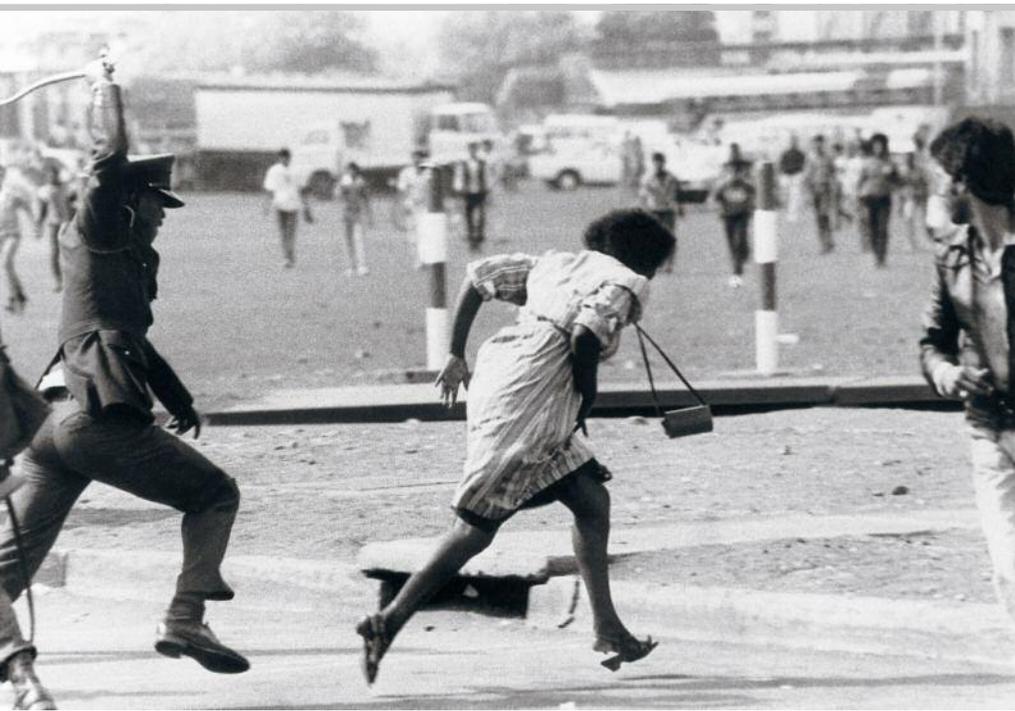
Immer wieder decken Zeitungen neue Skandale auf. Deshalb brachte der ANC unlängst ein Gesetz „zum Schutz staatlicher Informationen“ durch das Parlament. Dessen Paragraphen sind so elastisch gestaltet, dass kritische Berichterstattung damit unmöglich gemacht werden kann. Aus Protest erschienen Zeitungen wie der eigentlich loyale „Sowetan“ mit geschwärzten Seiten. Das Gesetz wurde daraufhin wenigstens teilweise entschärft.

Eine Schmach wurde der Regierungspartei im März in der Zentralafrikanischen Republik beigebracht, als Rebellen dort den korrupten Präsidenten François Bozizé stürzten: Auf dem Weg zu dessen Palast töteten sie 13 südafrikanische Soldaten. Eine Tragödie, aber auch ein Skandal – denn was hatten Südafrikas Kämpfer dort zu suchen?

Die Soldaten seien auf einer Ausbildungsmission gewesen, hieß es offiziell vom ANC. Im Übrigen solle es die Presse unterlassen, „auf die Gräber der toten Soldaten zu urinieren“ – etwa indem sie spekuliere, ob der ANC die Männer nicht doch eher entsandt haben könnte, um die Geschäftsinteressen einiger schwarzer Unternehmer in dem rohstoffreichen Land zu sichern.

Noch gewinnt der ANC trotz solcher Vorwürfe landesweite Wahlen, doch kann er sich seiner Mehrheiten immer weniger sicher sein: Die Demokratische Allianz unter Führung der Weißen Helen Zille hat ihm die Provinz um Kapstadt bereits abgejagt.

Mamphela Ramphela, eine populäre Armenärztin, hat angekündigt, 2014 mit der neuen Formation Agang – „Wir bau-



Polizeieinsatz gegen Schwarze in Johannesburg 1984: Rassistische Diktatur



Massaker in der Marikana-Mine 2012: Ein tiefgespaltenes Land

en auf“ – gegen den ANC antreten zu wollen. Die 65-Jährige war einst die Freundin des Anti-Apartheid-Aktivisten Steve Biko. 1977 hatten Polizisten Biko totgeprügelt – und damit die ganze Welt gegen die rassistische Diktatur Südafrikas aufgebracht.

„Die Großartigkeit unserer Gesellschaft wird von massivem Regierungsversagen untergraben“, sagt Ramphela: „Unser Land hat die moralische Auto-

rität und den internationalen Respekt verloren, den es genoss, als es eine Demokratie wurde.“

Im Mai wandte sich noch ein weiterer Weggefährte Mandelas von der Partei ab – und das schmerzt besonders, denn der Mann ist selbst eine Legende, eine Autorität. „Ich werde den ANC nicht wiederwählen“, sagte Desmond Tutu, Südafrikas schwarzer Erzbischof.

JAN PUHL

Waffen. Er gewann die Schlacht auf dem Rugbyfeld, beim Weltcup in Südafrika.

„Der Sport hat die Kraft, die Welt zu verändern ... Er ist mächtiger als Regierungen, wenn es darum geht, Rassenschranken niederzureißen“, erklärte Mandela. Er hatte sich auf das Endspiel gegen Neuseeland am 24. Juni 1995 vorbereitet, denn er wusste, dass ihm an diesem Tag die Herzen aller Landsleute zufliegen könnten. So kam es dann auch.

Das Rugby-Team von Südafrika wurde Weltmeister. In den Townships jubelten Millionen Schwarze den einst so verhassten weißen Nationalspielern zu – und die Weißen im Stadion feierten zum ersten Mal frenetisch ihren Präsidenten, der im gold-grünen Trikot der Nationalmannschaft die Trophäe überreichte.

Mandelas Nachsicht mit Tätern der Apartheid verstörte allerdings seine radikalen Weggefährten, und sein Schmusekurs nach dem Machtwechsel ging auch gemäßigten Freunden manchmal zu weit. Er lud sogar Percy Yutar zum Essen ein, den Staatsanwalt, der 1964 seinen Tod durch den Strang gefordert hatte.

Mandela sagte mir bei unserem Gespräch in Genadendal: „Wir brauchen die Weißen für den Wiederaufbau und wollen ihnen die Unsicherheit nehmen.“ Er machte deutlich, wie prekär die Lage vor der Wende war. „Wir mussten unbedingt verhindern, dass die rechten Weißen einen Bürgerkrieg entfachen. Es ist daher von höchster Wichtigkeit, die Frage der Versöhnung immer wieder zu betonen.“

Vermutlich gibt es nur einen Menschen, dem der alte Mann nicht verzeihen konnte – es war ausgerechnet jener Mensch, den er einst abgöttisch geliebt hatte: seine Ehefrau Winnie Madikizela-Mandela. Im Allmachtswahn hatte sie in der blutigsten Phase des Widerstandskampfs zur Lynchjustiz aufgerufen und eine Schlägerbande um sich geschart.

Mandela warf Winnie „mangelhafte Urteilskraft“ vor, hielt aber an ihrer Unschuld fest. Erst beim Scheidungsprozess im März 1996 bekannte er: „Selbst wenn das gesamte Universum versuchen würde, mich zu überreden, mich mit der Beklagten zu versöhnen, ich würde es nicht.“

War die größte Liebe seines Lebens am Ende die bitterste Enttäuschung? Winnie Mandela hatte einige Affären, als ihr Mann im Gefängnis saß. Nach seiner Freilassung schliefen sie in getrennten Betten, hieß es. Mandela hat nicht mehr über dieses Thema geredet, auch in seiner Autobiografie schweigt er darüber. Beim Begräbnis seines Freundes Oliver Tambo machte er eine Andeutung über seinen Gram. „Wir bluten aus unsichtbaren Wunden, die so schwer zu heilen sind.“ Bei solchen Gelegenheiten wirkte sein Lächeln wie eine Maske.

Bis heute gibt es keinen kritischen Rückblick auf das Leben Mandelas, die



Mandela-Anhänger am vergangenen Freitag in Soweto: Er wollte begraben werden in dem Dorf seiner Ahnen

meisten Biografen bewunderten ihn. Aber der Heilige, Unfehlbare, den manche aus ihm machten, war Mandela nie.

Er konnte dickköpfig, selbstgerecht und uneinsichtig sein, auch von Wutausbrüchen berichten Mitarbeiter. Mandela war in jungen Jahren ein Feuerkopf, aufbrausend, wildentschlossen, kompromisslos, gelegentlich brachen diese Charakterzüge noch im alten Mann durch.

Unvergesslich, wie er tobte, als Präsident de Klerk die Demokratieverhandlungen beinahe zum Scheitern brachte. Mandela konnte den kantigen Buren ohnehin nie leiden und empfand es offenbar als Zumutung, dass er den Friedensnobelpreis 1993 mit ihm teilen musste.

Mandela ließ zudem Leute kalt fallen, die nicht seine Ansichten goutierten. Er sprach gern von kollektiver Führung, regierte aber eigensinnig. Seine Genossen haben oft kritisiert, dass er etwa die Aufnahme von Geheimverhandlungen mit dem Apartheid-Regime im Juli 1986 ohne Absprache mit der ANC-Führung beschlossen hatte.

Mandela verwendete dann gern das Sinnbild vom guten Hirten: „Es gibt Zeiten, in denen ein Führer der Herde vorangehen muss.“

Manchmal zweifelte er sogar an den Fähigkeiten der Afrikaner: Als er in ein

Flugzeug der Ethiopian Air einsteigen sollte, das von einem schwarzen Piloten gesteuert wurde, überkam ihn ein Gefühl der Panik.

Der Superstar war empfänglich für Schmeicheleien und liebte glamouröse Ereignisse, bei denen er im Mittelpunkt stand. „Es ist gut zu wissen, dass er auch nur ein Mensch ist“, sagte Erzbischof Tutu einmal.

Am Ende seiner Amtszeit im Juni 1999 setzte Präsident Mandela ein letztes politisches Zeichen gegen die autoritären Herrscher Afrikas, die üblicherweise bis zum Tod nicht von der Macht lassen: Er trat aus freien Stücken zurück.

Am Abend seines Lebens wollte Nelson Mandela nur noch seine Ruhe haben. Die Massenhysterie, der Heiligenkult, es sei ihm alles zu viel geworden, sagen Vertraute. Er saß im Garten seiner Villa in Johannesburg, las, spielte mit den Enkelkindern und schaute den Luftballons nach, die sie in die Wolken steigen ließen.

Oft zog es ihn in sein Heimatdorf in der Provinz Ostkap, nach Qunu: eine Streusiedlung, ringsum grüne Hügel – das alte Afrika, in dem es bis heute keine Zäune gibt.

Beim Anblick dieser elegischen Landschaft ahnt man, wie frei er sich als Junge

gefühlt haben muss. Er hütete das Vieh, jagte Vögel mit der Steinschleuder, und da ist auch noch die spiegelglatte Rinne in einem Felsen, durch die er und seine Spielkameraden zu Tal rutschten.

In Qunu beginnt und endet Nelson Mandelas Lebenskreis, hier wollte er begraben werden, in dem Dorf seiner Ahnen.

Dieser Mann hat das Wunder vollbracht, sein hasszerfressenes Land gewaltfrei von der Apartheid in die Demokratie zu führen und den Rassenwahn zu überwinden. Er war für die Südafrikaner, was Simón Bolívar für die Lateinamerikaner, Mahatma Gandhi für die Inder oder Martin Luther King für die Afroamerikaner war – ein Freiheitskämpfer, der wie eine Lichtgestalt aus der Finsternis kam. Wie Barack Obama schenkte er den Schwarzen in aller Welt Selbstwertgefühl: Schaut her, wir können es auch.

„Ich nähere mich meinem Ende“, sagte er vor Jahren schon, „ich möchte bis in alle Ewigkeit mit einem Lächeln auf meinem Gesicht schlafen.“



Video: Eine Begegnung mit Nelson Mandela

spiegel.de/app502013mandela
oder in der App DER SPIEGEL